

TITELSEITE:

GESUNDHEITSWESEN

Insel-Chef fordert mehr Geld für teure Fälle

Das neue Tarifsysteem für Spitäler decke besonders komplizierte Fälle noch zu wenig ab, sagt Insel-Chef Urs Birchler.

Ab 2012 rechnen alle Spitäler der Schweiz nach dem gleichen Tarifsysteem ab und werden dadurch besser vergleichbar. Das neue System baut auf Pauschalen auf. Es werde den besonders teuren sowie jenen Behandlungen noch zu wenig gerecht, bei denen medizinische Innovationen zum Zuge kämen, sagt Urs Birchler. Der Direktionspräsident des Berner Inselspitals fordert deshalb für diese Fälle Zuschläge, wie es sie auch in Deutschland gebe. Andernfalls müssten die Universitätsspitäler, die meist überdurchschnittlich komplizierte Fälle betreuen, höhere Preise verlangen können. Damit das neue System nicht zulasten der Patienten umgesetzt wird, müsse zudem die Qualität der Spitäler gemessen und publiziert werden. «Effizienz und Produktivität sind wichtig, dürfen aber nicht die einzigen Kriterien sein, um die Leistung eines Spitals zu messen», so Birchler. Zur Spitallandschaft der Zukunft sagt er: «Es wird immer weniger, dafür aber grössere Spitäler geben.»

Genau das will die Berner SVP zum Thema machen. Sie erwägt, eine kantonale Initiative zur Spitalversorgung auf dem Land zu unterstützen. Diese ist aus dem Streit um den Spitalstandort im Simmental-Saenenland heraus entstanden. bw/fab

HEUTE, SEITEN 2-3:

NEUE SPITALFINANZIERUNG

Das Inselspital verlangt eine Spezialbehandlung

Die Qualität eines Spitals muss gemessen und publiziert werden, sagt Urs Birchler, Direktionspräsident des Berner Inselspitals. Beim neuen Tarifsysteem fordert er Zuschläge für teure Fälle und medizinische Innovationen.



Es sei richtig, dass die Spitzenmedizin auf weniger Orte konzentriert werde, sagt Urs Birchler.

Beat Mathys

2012 ändern alle Spitäler ihre finanziellen Strukturen. Was ändert sich für Patienten?

Urs Birchler: Es wird vor der Gefahr gewarnt, dass Patienten künftig aus Kostengründen zu früh aus dem Spital entlassen werden. Man spricht von «bloody exits», von blutigen Austritten.

Wie lässt sich diese Gefahr bannen?

Indem die Qualität der Spitäler gemessen und publiziert wird. Effizienz und Produktivität sind wichtig, dürfen aber nicht die einzigen Kriterien sein, um die Leistung eines Spitals zu messen. Sonst können Versicherer und Preisüberwacher sagen, das Spital mit dem tiefsten Preis sei immer das beste.

Wer überwacht die Qualität?

Das Bundesamt für Gesundheit. Im letzten Jahr wurden erstmals Daten publiziert. Die Zahlen stiessen auf Kritik, auch wir sind bei unserer eigenen Auswertung teilweise auf andere Resultate gekommen. Aber dem müssen wir uns stellen, da gibt es nichts anderes.

Pessimisten kritisieren, mit der neuen Spitalfinanzierung sinke die Qualität, Optimisten hingegen prophezeien, die Qualität steige, weil sich Spitäler mehr spezialisierten. Wird sich auch das Inselspital spezialisieren?

Nein, als Universitätsspital müssen wir alle Gebiete abdecken. Einzig im Bereich der absoluten Spitzenmedizin wird auf schweizerischer Ebene punktuell eine weitere Konzentration realisiert werden, was richtig ist.

Wird Bern die Herztransplantation zugeteilt?

Wir sind offenbar gut im Rennen. Heute sind es die Zentren Bern, Lausanne und Zürich. Wir sind der Meinung, zwei Zentren genügen und Bern solle eines davon sein. Aber wir wissen nicht, wie das zuständige Beschlussorgan der Kantone entscheiden wird.

Bern will auch die Protonentherapie zugeteilt bekommen.

Wir sind überzeugt, dass diese neue Art von Krebstherapie einem Universitätsspital

angegliedert werden muss. Wir haben dazu ein konkretes Projekt am Standort Bern, bei dem alle Universitätsspitäler als Partner mitmachen können.

Eventuell wird bei der Protonentherapie aber erst 2013 ein Entscheid gefällt. Könnten Sie damit leben?

Nur als zweit- oder drittbeste Lösung. Bis ein Zentrum aufgebaut ist, braucht es sieben Jahre. Rund um die Schweiz wird die Protonentherapie angeboten oder aufgebaut. Wir wären zu lange forschungs- und wissenschaftsmässig nicht dabei. Das könnte für Krebspatienten in der Schweiz zum Nachteil werden.

In welchen weiteren Gebieten der Spitzenmedizin könnte Bern zum Zuge kommen?

Bei den Cochleaimplantaten, also bei den Innenohrimplantaten, ist Bern gesetzt. Ebenso bei den Leber- und Nierentransplantationen.

Das Inselspital bietet spezialisierte und hoch spezialisierte Medizin an. Ist es da noch sinnvoll, dass auch wenig komplizierte Fälle wie Blinddärme operiert werden?

Wir operieren zum Beispiel fast keine Blinddärme und auch fast keine Mandeln.

Aber Ihre Ärzte in Ausbildung müssen doch eine gewisse Anzahl Blinddärme operieren?

Sie können dazu die Spitäler wechseln. Deshalb würden wir gerne mit den Stadtspitalern enger zusammenarbeiten.



Weniger dafür grössere Spitäler: So zeichnet Urs Birchler die zukünftige Spitallandschaft. *Beat Marthy*

Gerade diese haben Sie aber wenig erfreut mit Ihrer Forderung, für die gleiche Leistung müsse das Inselhospital einen höheren Preis verrechnen können.

Nicht nur wir, sondern alle Universitätsspitäler fordern Zuschläge. Denn das neue Finanzierungssystem ab 2012 ist noch zu wenig genau. Krankheitsfälle werden nach Schweregrad geordnet und in Gruppen eingeteilt. Dabei geht man von Durchschnittsfällen aus. Erfahrungen in Deutschland zeigen aber, dass die Universitätsspitäler vor allem Fälle behandeln, die komplizierter als der Durchschnitt sind. Die Kosten, die Universitätsspitalern entstehen, liegen also immer leicht über dem Durchschnittspreis, den sie erhalten.

Die Universitätsspitäler in Deutschland haben aber genau die gleichen Preise wie alle andern Spitäler der Region.

Ja. Aber in Deutschland ist das System eben differenzierter. Es hat mehr Krankheitsgruppen, und im Gegensatz zum Schweizer System werden Zuschläge bezahlt für besonders teure Fälle sowie für medizinische Innovationen. Wäre dies bei

uns auch so, würden wir nicht höhere Preise fordern.

Könnte man das Schweizer System nicht auch so gestalten?

Wir würden das begrüßen, und die Diskussion hat zum Glück begonnen. Die Versicherer sind gegen Zuschläge, weil sie das System so unkompliziert wie möglich halten wollen. Doch je differenzierter das System, desto genauer kann es die Realität abbilden. Besonders die Kosten für Lehre und Forschung müssen unbedingt konkret geregelt werden.

Diese sollen in der Tarifstruktur nicht enthalten sein.

Richtig. Wir müssen sie aus den Betriebskosten hinausbringen, was nicht einfach ist. Wir erhalten von der Erziehungsdirektion seit über zehn Jahren konstant 95 Millionen Franken für Lehre und Forschung pro Jahr. Das entspricht nicht mehr der Realität.

Investitionen werden hingegen neu über die Tarife abgerechnet. Werden Sie Neubauten und Sanierungen finanzieren können?

In den nächsten zehn Jahren müssen wir das Bettenhaus sanieren, der Kanton wird dafür allerdings keinen Rappen mehr bezahlen, dieses Geld müssen wir neu pro Patient verdienen. Auch das ist noch nicht genau geregelt.

Wird man bis 2012 all dies geregelt haben?

Kaum, deshalb muss es zu Beginn eben unterschiedliche Preise für verschiedene Spitalkategorien und auch für Regionen geben.

Wie wird die Spitallandschaft in zehn Jahren aussehen?

Weil die Medizin immer mehr kann, brauchen die Spitäler immer mehr Ausrüstung und immer mehr Spezialisten. Das bedeutet, dass es immer weniger, dafür aber grössere Spitäler geben wird.

INTERVIEW: BRIGITTE WALSER

FALLPAUSCHALEN

Tarifsystem ab 2012

Ab 2012 rechnen alle Spitäler in der Schweiz nach demselben System ab und werden dadurch besser vergleichbar. Für eine Diagnose wird eine Pauschale entrichtet, unabhängig davon, wie lange der Patient im Spital bleibt. Die Pauschale setzt sich aus zwei Faktoren zusammen: einerseits dem Kostengewicht, welches den Schweregrad der Krankheit abbildet, und andererseits dem Basisfallpreis (Baserate), welchen die Spitäler mit den Versicherern aushandeln müssen. Das neue System heisst SwissDRG. ^{bw}

ZUR PERSON

URS BIRCHLER

Urs Birchler ist seit 2003 Direktionspräsident des Berner Inselspitals. Von 1987 bis

1998 war der promovierte Ökonom Regierungsrat im Kanton Zug (SP) und Vorsteher der Sanitätsdirektion. Urs Birchler wohnt in Bolligen, ist verheiratet und Vater von vier erwachsenen Kindern. bw

© **Berner Zeitung**